Karneval

Ich hatte die Wochen, in denen vermehrt Karneval in den Medien verbreitet wurden, stets an mir vorbei ziehen lassen. Selbstverständlich hielt ich mich nicht für humorlos oder steif, sondern – Gott sei Dank? – für immun gegen jede Art organisierter Fröhlichkeit. Man ist lustig oder fröhlich, wenn sich die Situation so ergibt und nicht, weil der Kalender im neuen Jahr ein Datum vor Aschermittwoch anzeigt. Karola sagte mir am Telefon, Tinas Schulklasse plane eine Karnevalsfeier. Ich solle mir Gedanken über ein Kostüm machen, das würde ihr sehr helfen.

Wenn es um Karneval ging, hatte ich nur die Pappnase im Kopf, entweder die rote Kugel oder die bizarr geformte für Hexen, mit einer Warze und wild wuchernden Haaren aus den Nasenlöchern. Ich sei doch nicht blöd, meinte Karola, und solle mal in der Abteilung Fantasie herum hören.

Ich grübelte darüber, ob Karola das Alleinerziehende-Mütter-Helfer-Syndrom bei mir abrufen wollte. Ich hatte keine Kinder, war also bar jeder Erfahrung. Vorsichtig erkundigte ich mich im Kollegenkreis. Anzügliche Bemerkungen konnte ich dennoch nicht vermeiden. Alle die ich fragte wussten, dass ich kinderlos war; wiederum einige von denen konnten es wagen, mich der Folgen eines Seitensprungs zu verdächtigen. Ich befeuerte ihre Vermutungen indem ich erklärte, das Mädchen heiße Tina und sei sechs Jahre alt. Immerhin war ich erfolgreich: Alle Mädchen in dem Alter wollten Prinzessin sein, den Jungs musste man eine Spielzeugpistole in die Hand drücken und einen Schlapphut aufsetzen, um sie glücklich zu machen. Wer es perfekt wollte, kramte den Ansteckbutton von der letzten Kommunalwahl aus der Schublade und klebte das Wort Sheriffk drauf.

Telefonisch teilte ich Karola das Ergebnis meiner Recherchen mit. Eine Stunde später rief sie mit ziemlich genervtem Tonfall zurück und erklärte, Tina wolle nicht Prinzessin, sondern Königin sein. Auf den Einwand, für eine Königin sei sie noch nicht alt genug und zu einer Königin gehöre eigentlich ein König, hatte sie vorgeschlagen, den König solle ich übernehmen, schließlich sei ich ein Mann. Er ist zu alt, hatte Karola argumentiert. Man könne es mir nicht zumuten, noch einmal die erste Klasse der Grundschule zu besuchen. Außerdem könnte ich schon lesen und schreiben. Ob es nicht einen Jungen in der Klasse gäbe,

den Tina mochte und der gerne den König übernehmen würde, regte ich an. Jungens seien blöd, war Tinas Antwort. Warum? Sie würden im Unterricht immer quatschen, sich auf dem Schulhof streiten und die Mädchen ärgern. Nun, dachte ich, im Grunde hat sich nichts geändert, auch wenn wir zu meiner Zeit wohl weniger Möglichkeiten gehabt hatten.

Tina akzeptierte schlussendlich, als Königin ohne König zu gehen. Und, wie hast du es geschafft, sie zu überzeugen, fragte ich Karola, als wir über die Betreuung für den nächsten Sonntag sprachen. Ich bin deine Mutter auch ohne einen Papa, dann kannst du auch Königin ohne König sein, hätte sie den Vorschlag begründet und damit Tina überzeugt.

Als Tina am Sonntag bei mir auf der Couch saß, holte ich den dicken Schulatlas hervor, dem ich mich so verbunden fühlte, dass ich nicht weggeworfen hatte, auch wenn das politische Leben schon mehrfach über ihn hinweggezogen war. Ich schlug die Seite mit Europa auf.

»Hier wohnen wir.« Ich zeigte mit dem Finger auf unsere Stadt. »Und bis zum roten Strich, das ist unser Land. Deutschland. Fährt man mit dem Schiff über das Meer, kommt man zu einer großen Insel.« Mein Zeigefinger machte die Reise mit. »England heißt sie. Die haben auch nur eine Königin.« Ich ersparte mir die Feinheiten des Vereinigten Königreiches und die Regelungen der britischen Thronfolge, in denen ich mich nicht auskannte. Weiteren Fragen, die nur meine Unkenntnis belegt hätten, wich ich aus, in dem ich das Gespräch auf die Krone lenkte. In unserem Spielwarenladen, der auch Bastelbedarf führte, hatte ich einen silberfarbenen Karton und einen Haarreifen besorgt. Ich hielt den mit bunten Glassteinen besetzten Haarreifen gegen das Licht der Stehlampe. »Das sind die Edelsteine.« Ich holte mir ein Blatt Papier und einen Bleistift. »Für Könige sind die Kronen rund rum gleich groß.« Ich malte ein rundes Zackenmuster. »Bei Königinnen sind die Kronen nur vorne hoch, nach hinten werden sie schmaler und sind offen. Etwa so, « malte ich. »Bei Frauen ist das so, wegen der Frisuren. « Ich ersetzte Wissen durch Fantasie. Tina glaubte mir. Warum auch nicht? Sie hatte mich noch nie beim Schwindeln erwischt. Ich schob ihr den silbernen Karton zu. Sie solle eine Krone zeichnen, etwas länger als der Haarreifen. An der Kante eines Buchdeckels zog ich einen geraden Strich in der benötigten Länge über den Karton. Mit dem zweiten Versuch schaffte Tina eine Krone, mit der sie zufrieden war. Ich klebte Pappe und Haarreifen zusammen und setzte Tina das Krönchen auf. »Du siehst bezaubernd aus«, schmeichelte ich ihr. Sie strahlte und erzählte mir von ihrem Kleidchen, das die Oma für sie genäht hätte. Ich sei sehr gespannt und würde ein Foto erwarten, gab ich ihr als Auftrag an die Mama mit auf den Weg.

Am nächsten Freitag rief Karola an. Gestern, an Altweiberfastnacht, war der Schulkarneval gewesen. Ich erwartete also einen Bericht, wie es gelaufen war. Stattdessen eröffnete mir Karola, sie wolle bezahlen und mich morgen zu einer Karnevalssitzung der Eppenfelder Landsknechte mitnehmen. Ich würde kein Kostüm brauchen, sagte sie, legere unkonventionelle Alltagskleidung sei ausreichend; sie selbst werde ein Clownshütchen tragen. Die Eppenfelder Landsknechte feierten in diesem Jahr ihr 75jähriges Jubiläum, darüber hätten sie schon in der Zeitung berichtet. Der Name des Vereins sei an das Heerlager angelehnt, welches es während des Dreißigjährigen Kriegs an der Burgruine gegeben habe, natürlich mit allerlei Vorkommnissen und Verwicklungen im Dorf. Unruhige Zeiten. Aber das sei Heimatkunde und Geschichte. Bemerkenswert sei, dass in unserem kleinen Viertel überhaupt ein Karnevalsverein existieren könne. Sie würden jedes Jahr nur drei Veranstaltungen machen - Samstag, Sonntag, Rosenmontag - in einem Saal, der maximal 150 Personen fasse. Da lohne es sich doch mal hinzuschauen, was die auf die Beine stellen würden.

Wir trafen uns am Saaleingang zur verabredeten Zeit. »Du bist als mein Fotograf angemeldet«, instruierte sie mich und hängte mir eine Fototasche über die Schulter. Das war, dem Gewicht und den äußeren Maßen zu urteilen, ein richtiger Fotoapparat. »Kann ich den denn bedienen?«, zweifelte ich. Karola gab mir einen Schnellkurs, zeigte mir den Auslöser und wie ich die Brennweite verstellen konnte. Zur Probe machte ich zwei Fotos von ihr. Das Display zeigte eine junge Frau, offensichtlich gut gelaunt. Ich betrachtete das Bild länger, als ich für die Bewertung meiner Bedienfähigkeiten gebraucht hätte. »Komm«, stieß mich Karola an. Wir wurden zu unseren reservierten Plätzen gebracht, ganz vorne und mit freiem Blick auf die Bühne. Sie war klein und bot vor dem langen Tisch des Elferrats wenig Platz für die Akteure. In einer Ecke auf der Bühne saß ein Alleinunterhalter mit Keyboard und Rhythmusmaschine und beschallte den Saal mit den gängigen Karnevalsliedern, vornehmlich aus dem rheinischen Raum. Der Saal selbst war aufwendig dekoriert, mit Girlanden unter der Decke, großformatigen Plakaten mit venezianischen Masken an den Wänden, dazwischen Zeichnungen von Clownsgesichtern und Karnevalsmützen. Am Tisch des Elferrats prangte mittig das Wappen des Stadtteils, eingerahmt durch den Schriftzug ›Eppenfelder Landsknechte‹. Karola zeigte mir das Programmheft. Drei Stunden mit einer Pause zur Halbzeit, waren angegeben, danach Tanz.

Die Sitzung begann. Der Sitzungspräsident begrüßte die Gäste, dann folgten die Ehrungen für langjährige Mitgliedschaft und besondere Verdienste. Orden wurden überreicht. Erst nach einer Viertelstunde wurde es lustig. Ein Dorfpolizist trat auf und erzählte uns in gereimter Form, was er auf seinen Streifengängen in Eppenfeld erlebt hatte – gewürzt mit ein paar Interna, die ich nicht kannte, weil ich am Leben in unserem Viertel keinen besonderen Anteil genommen hatte. Dass er gelegentlich das Versmaß vergewaltigte, kreidete ich ihm nicht an. Es folgte eine Gesangstruppe, die bekannte Karnevalslieder vortrug. ›Kölle alaaf, alaaf‹ - das hatte ich gestern noch im Radio gehört – ließen sie aus, denn hier hieß es ›Helau‹. Am Ende wurde es besinnlich mit ›Heile, heile Gänschen‹ und, überraschend für alle, die im Karneval noch Liebeskummer erleiden würden, ›Nur nicht aus Liebe weinen‹. Der ganze Saal stimmte ein - erstaunlich, wie präsent dieser Text von Zarah Leander heute noch war.

Als der Sitzungspräsident nach der Pause die zweite Programmhälfte ankündigte, entstand plötzlich Bewegung hinten im Saal. Acht Männer und zwei Frauen, einheitlich gekleidet in Jeans und blauem Kittel, formierten sich zu einer Reihe und marschierten zur Bühne. >Heute wollen wir mal lachen<, sangen sie, >lassen es auch richtig krachen, in dem schönen Eppenfeld, ist die Ordnung uns're Welt. O du schö-ö-önes E-e-eppenfeld, in deinen Straßen ist's Gesetz zu Haus, und wenn es doch mal Arger gibt, sind Eppenfelder Jungs zur Stell'. Erst machte sich erstaunte Stille breit, die Musik unterbrach abrupt und der Sitzungspräsident verbot sich die Störung. Pfiffe ertönten, empörte Zwischenrufe mehrten sich – es lief auf einen Tumult hinaus. »Das ist doch die Melodie von >Heute wollen wir marschier'n<, sagte ich zu Karola. »Fotografiere!« stieß sie mir in die Seite. Mir gelang ein Gruppenfoto, als die Eppenfelder Jungs auf der Bühne vor dem Elferrat standen. Der Vorderste hatte dem Sitzungspräsidenten das Mikrofon aus der Hand genommen und begrüßte die Bürger im Saal. »Wir werden auch in Zukunft für euch...«. Dann hatte jemand geistesgegenwärtig das Mikrofon abgestellt und das angekündigte Versprechen ging im allgemeinen Lärm unter. Die Eppenfelder Jungs stimmten nun wieder ihr Lied an und verließen den Saal, begleitet von Pfiffen und lautstarkem Protest. Das sei also eine Abordnung der Eppenfelder Jungs, sagte Karola, sie verstehen sich als eine Art private Bürgerwehr, Schutztruppe. Sie hätten darüber berichtet, über die wöchentlichen sogenannten Spaziergänge durch den Stadtteil, die die Aufrechterhaltung von Gesetz und Ordnung suggerieren sollten. Die Botschaft >Wir nehmen es jetzt selbst in die Hand« könne durchaus als Kampfansage an die örtliche Polizei verstanden werden, und als Brandmarkung des scheinbaren Versagens der Politik. Ich hatte davon im Lokalteil der Zeitung gelesen. Das Gefährliche an diesen sogenannten >Spaziergängen« sei, sagte Karola, dass der Eindruck erweckt werde, in unserem Stadtteil sei es unsicher.

Es dauerte einige Minuten, bis der Sitzungspräsident den Saal wieder unter Kontrolle hatte und die Veranstaltung fortgesetzt werden konnte. Doch die Stimmung war gekippt, die fröhliche Ausgelassenheit war in freundliche Zurückhaltung umgeschlagen. Beim nächsten Auftritt – drei Männer aus den drei Wohnvierteln des Stadtteils trafen sich auf der Straße, kamen ins Gespräch und nahmen ihre gegenseitigen Schwächen und Vorurteile humorvoll aufs Korn – steckte der Elferrat die Köpfe zusammen und kündigte folgend eine kleine Programmänderung an. Die Gesangsgruppe durfte noch einmal auftreten und brachte den Saal wieder zum Schunkeln und Mitsingen, diesmal aber ohne Zarah Leander.

Bisher war ich kein überzeugter Karnevalsjeck gewesen, aber am Ende der Veranstaltung stellte sich Zufriedenheit ein. Zugegeben, da waren Amateure am Werk, und den einen und anderen Witz hatte ich auch schon gehört, doch sie boten grundsolide Leistungen. Selbst die Tanztruppe überzeugte, und zwar nicht, weil sie lange Beine und knappe Kostüme um Pobacken und Oberweite zeigten, sondern auch ohne professionelle Choreographin, wie mir Karola versicherte. Sie hatte zum Jubiläum bereits ein Interview mit dem Vereinsvorstand geführt und kannte sich aus.

Am Ende der Sitzung verschwand Karola für ein Gespräch mit dem Präsidenten. Sie ließ mich für eine halbe Stunde allein – eine gefühlte Ewigkeit –, während die Musik flotte Rhythmen zum Tanzen spielte. Etwa die Hälfte der Gäste war inzwischen gegangen und einige Tische waren an die Seite geräumt worden, um die Tanzfläche zu vergrößern. Ich hing meinen Gedanken nach, als Karola plötzlich neben mir stand.

»Die Arbeit ist getan, jetzt bin ich ganz für dich da. Lass uns tanzen.«

»Abzappeln geht ja noch, ansonsten kriege ich nur noch einen Schieber hin«, dämpfte ich ihre eventuellen Erwartungen; »ich war nie ein guter Tänzer und einen Wiener Walzer muss ich heute auch nicht befürchten.«

»Solange du mir nicht ständig auf die Füße trittst«, lachte sie. Das war bei den Rock-Titeln nicht zu erwarten. Als zwischendurch langsamere Stücke kamen, musste ich Karola zum ersten Mal in den Arm nehmen. Ich konzentrierte mich auf die Schritte, um mich nicht in das ungewohnte Gefühl von Nähe und weichen Körperformen zu verlieren.

»Wenn die Musik langsamer wird, geht es meist auf das Ende zu«, raunte ich Karola zu. Als der Musiker wenig später mit samtig dunkler Stimme, Elvis nachahmend, ›Can't help falling in love with you‹ anstimmte, geriet ich für einen Moment aus der Fassung. Wie war es mit Marion gewesen? Ich hatte sie fester an mich gedrückt, unsere Wangen berührten sich und mein Mund bewegte sich langsam in Richtung auf ihre Lippen. Karola sah mich an. Sie schien bemerkt zu haben, dass ich sie auf Distanz hielt, die intime Nähe des Liedes scheute. Hatte ich etwas falsch gemacht? Hatte sie erwartet, dass ich die Gelegenheit nutzen würde, womöglich als Bestätigung, dass ich sie begehrenswert fand?

»Es ist Zeit«, sagte sie und löste sich, noch im Refrain ›Take my hand, take my whole life, too‹. »Mutter ist bei Tina und ich muss sie ablösen.«

»Gut«, sagte ich nur. Auf dem Nachhauseweg hing ich meinen verwirrten Gedanken nach, versuchte Ordnung in meine Empfindungen zu bringen und gleichzeitig ein Gespräch über die Karnevalssitzung zu führen. Vor Karolas Haustür gab ich die Fototasche zurück. »Danke für den schönen Abend«, sagte ich, »auch wenn ich ziemlich aus der Übung bin, was das Ausgehen in Begleitung betrifft.« Ich wartete nicht auf eine Entgegnung, nahm sie zum Abschied kurz in den Arm und drückte sie.